

Bischof Uland Spahlinger (DELKU)

Predigt zu Gal 5,1 in der Neupfarrkirche/Regensburg am 29.5.2011

Zur Freiheit hat uns Christus befreit. So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen. Gal. 5,1.

Ist die Kirche Jesu Christi ein Ort der Freiheit?

Wenn wir heute eine Umfrage auf der Straße zu dieser Frage veranstalten würden, liebe Gemeinde, würden wir wohl sehr häufig die Antwort erhalten: Keineswegs, im Gegenteil. In der Kirche findet Freiheit nicht statt. Es würde auf Verbote und Regeln verwiesen werden, auf pressewirksame Auseinandersetzungen um kirchenkritische Äußerungen von Prominenten und harsche Reaktionen kirchlicher Amtsträger. Rigide Moralvorstellungen würden beklagt werden; Übergriffe auf Abhängige würden angeprangert werden und gegen ein arbeitnehmerunfreundliches Arbeitsrecht würden Proteste laut.

Wer in der Kirche arbeitet, wird vielleicht zusätzlich auf Verordnungen und Regelwerke zu sprechen kommen, die die Arbeit von Kirchenvorständen und Pfarrämtern belasten und Entscheidungsräume einschränken. Und dann gibt es noch kleine und kleinste kirchliche Gruppierungen, die einen enormen Druck auf ihre Mitglieder ausüben und das Leben der Einzelnen einer umfassenden Kontrolle unterwerfen.

Sie werden solche Kritik an der Kirche kennen, vielleicht werden Sie sie teilen, vielleicht haben Sie selbst Erfahrungen mit Unfreiheit in der Kirche gemacht. Was ist das mit der Unfreiheit und der Freiheit in der Kirche?

Lassen Sie mich dazu ein wenig von der DELKU berichten, der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Ukraine. Ins Leben kam diese Kirche, weil Zar Peter der Große und Zarin Katharina die Große deutsche Siedler in das kaum besiedelte „freie Land an der Grenze“ (so die Übersetzung des Wortes Ukraina) holten. Es gab Privilegien, es gab gutes Ackerland, es gab Entfaltungsmöglichkeiten für die Siedler – und für die Herrscher gab es eine politische und militärische Sicherung der Südwestflanke gegen Polen, Habsburger und Türken. Mit den Siedlern kam ihr Glaube, ihre konfessionelle Prägung: katholisch, reformiert und lutherisch. Die Siedlungen blühten auf, die Siedler waren fleißig, sie wollten aus dem neuen

Leben etwas machen. Um die Jahrhundertwende 19./20. Jh. gab es etwa 50.000 Lutheraner allein im Raum Odessa, 10.000 in der Stadtgemeinde. Es gab alles – vom Kindergarten bis zum Seniorenheim, von Schulen bis zu Krankenhäusern, vom Kirchenchor bis zur Diakoniestation. Der lutherische Hügel am Westrand des alten Odessa war ein lebendiger Teil des Stadtlebens, die Lutheraner achteten Schrift und Bekenntnis und beteiligten sich an Bildung, Handel und Wohlfahrt der Stadt.

Mit der Oktoberrevolution und in den nachfolgenden Jahren änderte sich alles: Die deutschstämmigen Lutheraner (wie die Christen anderer Konfessionen auch) wurden zu Feinden des russischen sozialistischen Staates erklärt, sie wurden verfolgt, umgebracht, terrorisiert – besonders schlimm in der Stalinzeit. Die kirchlichen Gebäude wurden enteignet oder zerstört, die Infrastrukturen völlig zerschlagen. Die, die nicht verschleppt oder ermordet worden waren, tauchten ab: nicht aufzufallen wurde für viele die Rettung. Sie hörten auf deutsch zu sprechen, sie russifizierten ihre Namen. Sie ließen ihre kulturelle, sprachliche und Glaubensidentität hinter sich. Manche trafen sich abends heimlich in den Wohnungen, um in der Bibel zu lesen, zu beten und die alten Lieder zu singen. Aber kein Pfarrer gab ihnen neue Impulse, kein Gemeindeleben fand statt.

Heute treffe ich in den Gemeinden alte Menschen, die deutsch noch verstehen, aber nicht mehr aktiv sprechen können. Und ich erzähle dies nicht aus Trauer oder Zorn über die Drangsalierung der Deutschen – bitte verstehen Sie mich da nicht falsch; mir geht es um die Folgen eines totalitären und repressiven Staatssystems für die einzelnen Menschen und ihre Identität.

Unseren Gemeinden heute spürt man diese Erfahrungen häufig noch ab. Sie erleben es als ein Wunder, dass sie nach 1991 ihre Gemeinden neu registrieren konnten. Sie erleben es als ein Wunder, dass die Ukraine ein sehr liberales Religionsgesetz hat, das ihnen das Leben als Gemeinden ermöglicht. Sie trauen aber den Mächtigen nicht wirklich: Papier ist geduldig, sagen sie; und was wird morgen sein? Sie haben ihre Erfahrungen gesammelt mit einem Staatssystem, das nicht transparent und nicht verlässlich ist.

Und jetzt sind sie eine sehr, sehr kleine Minderheit – nur etwa 3000 Mitglieder zählt unsere Kirche in den 30 Gemeinden im ganzen Land.

Zur Freiheit hat uns Christus befreit. So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen.

Wie mag sich dieser Spitzensatz des Paulus anhören für die Alten, wie für die Jüngeren in den Gemeinden der DELKU? Was mag er bedeuten für Christen, die sich gegen ein repressives System über Jahrzehnte nur durch das Festhalten der eigenen Tradition bewahren und behaupten konnten? In einem Land, in dem Spuren einer gemeinsamen, tragfähigen Ethik heute nicht zu erkennen sind?

Die Leute spüren das Defizit und die Sinnleere in ihrer Gesellschaft. Mit dem Sozialismus brach auch das staatlich verordnete System von Werten, gelenkter Gemeinschaft und organisierter Einordnung des Einzelnen in ein Gesamtgefüge zusammen. Ein Ersatz dafür wurde nicht geschaffen, keine Sportvereine, keine Parteiveranstaltungen, keine jungen Pioniere oder ähnliches. Ein Vakuum entstand so – ein Wertevakuum, ein Sinnvakuum, ein Vakuum an ausgefüllter Zeit. Dazu kommt, dass die Menschen keine Entwicklungsperspektive erkennen können: Es gibt kaum Chancen für ein persönliches Weiterkommen, stattdessen aber weiterhin Repressionen und Korruption auf allen Ebenen. Das zermürbt.

Viele Menschen sehnen sich nach klaren Regeln, die ihnen erklären, wie das Leben funktioniert und was sie machen müssen. Sie suchen vor allem nach Verlässlichkeit und Solidarität, die mehr ist als nur eine Parole. Und so begegnen sie auch dem Glauben: Der christliche Glaube ist für viele die letzte glaubwürdige Größe.

Nein, frei sind diese Menschen nicht. Nicht die, die ihren Glauben gegen das sowjetische Zwangssystem bewahrt und behauptet haben, aber auch nicht die, die jetzt neu nach verbindlicher Orientierung für ihr Leben suchen. Beide kommen aus Erfahrungen mit einem autoritären Lebensumfeld, das ihnen nicht weiterhilft, sondern sie behindert oder unterdrückt hat.

Aber auch die, die in den Kirchen nach Antworten suchen, Pastoren, Priester, Diakone, Prediger: sie sind ebenfalls Kinder dieses Systems. Entsprechend streng und autoritär sind ihre Antworten. Ein Christ verhält sich so und nicht anders. Er tut dies und lässt das. Das Verhältnis von Männern und Frauen regelt sich so und so. Teilnahme am Abendmahl nur, wenn du vorher gebeichtet hast. Und so weiter. Die Frage stellt sich aber: Sind diese Regeln wirklich biblisch? Spiegeln sie den Geist Jesu

wider? Oder aus welchen anderen Quellen fließen sie?

Zur Freiheit hat uns Christus befreit. So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen.

Ein heftiger Streit um das jüdische Kultgesetz und das Evangelium, um Beschneidung und Speisegebote, führt Paulus zu diesem Spitzensatz. Wie bestimmt sich, was unter Christen gelten soll? Nicht nur eine galatische Frage, nicht nur eine ukrainische Frage. Sondern vielleicht die allgemeinste lebenspraktische Frage des Glaubens überhaupt.

„Zur Freiheit hat uns Christus befreit.“ Paulus geht offenbar davon aus, dass die Freiheit nicht selbstverständlich da ist, sondern dass im Gegenteil die Unfreiheit das Gegebene ist. Zur Freiheit muss man wohl befreit werden. Paulus lässt keinen Zweifel daran, in wem er den Befreier sieht.

Und genauso wenig lässt er einen Zweifel daran, was für ihn daraus folgt: „Lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen.“ Dein Glaube wird nicht dadurch wachsen, dass du religiöse Regeln stumpf befolgst. Dein Glaube bewährt sich auch nicht durch die strenge Befolgung vorgegebener Rituale. Wenn du ihn nur so lebst, bleibst du gefangen – in Knechtschaft. Du sollst aber wissen, dass dir schon Freiheit geschenkt ist: Christus hat uns zur Freiheit befreit.

Und damit kommt – anstelle der Vergangenheit – die Zukunft in den Blick. Gottes Zukunft. Jörg Zink hat das in seinem Buch „Ruf in die Freiheit“ unter die Überschrift gestellt: „Wir sind nicht, was wir sind, sondern was wir sein werden“. - „Wir sind nicht, was wir sind, sondern was wir sein werden“. Und dann spricht er von der Freiheit. Er schreibt: „Es kann uns dabei auch gewiss werden, dass uns wirklich eine Freiheit zugedacht ist, die aus der Freiheit Gottes kommt. Hier liegt das Ende jeder Ethik, die an Gebote, Ordnungen und Gesetze gebunden ist. Die Aufgaben des Tages erscheinen auf einem freien Feld. Was wir tun, muss uns in dem Augenblick einfallen, in dem wir zu einem Tun ansetzen. Es gibt kein Rezept. Keine Methode. Keine Richtlinie. Die ordnende und tragende Kraft ist der Glaube. Die sichtbare Gestalt für das richtige Handeln ist die Liebe. Die treibende Energie ist die Hoffnung. ... Was wir aber dann tun, ist unserer eigenen Verantwortung anvertraut.“

Das ist, liebe Gemeinde, ein hoher Anspruch, der so ganz gegen alles steht, was unser Leben bestimmt, egal ob im Alltag, in Staat und Gesellschaft oder in der Kirche. Es ist viel leichter, vorgegebene Regeln zu befolgen (oder auch zu übertreten) als in eigener Verantwortung aus Glaube, Liebe und Hoffnung der Freiheit Raum zu geben, zu der Christus uns befreit hat.

Der Ruf des Paulus geht jedenfalls weit über den unmittelbaren Konflikt bei den Galatern hinaus. Er ist ein Ruf in unsere Gegenwart, ein Ruf in die Ökumene: Besinnt euch auf das, was Christus getan hat. Er hat euch zur Freiheit befreit. Lasst euch davon leiten. Last euch leiten von dem, was ihr sein werdet, nicht von dem, was ihr wart. Und habt den Mut und das Vertrauen, das jetzt mit Leben zu füllen. Egal, ob ihr in Odessa lebt oder in Nairobi oder in Regensburg. Egal ob ihr orthodoxe, römisch-katholische oder evangelische Christen seid. Ihr alle seid Teil der einen Kirche Jesu Christi; ihr alle seid auf dem Weg zu eurem Ziel und eurer Bestimmung.

Noch einmal Jörg Zink: „Und wo fängt Kirche an? Wo hört sie auf? Antwort: Nirgends! Sie reicht so weit wie die Welt der Menschen. Sie lebt, wo das Wort Christi ergeht“. Ich finde, er hat recht, denn er weist uns auf die große ökumenische Perspektive unseres Glaubens hin.

Der Ruf des Paulus ruft uns heraus aus der kleinen Welt und der Enge unserer überschaubaren Gemeinden. Er legt uns die Freiheit als Glaubensprinzip ans Herz, eine Freiheit, die nicht bindungslos ist, sondern sich an den Geber der Freiheit bindet – an Christus.

Und was zunächst wie ein innerer Widerspruch klingt, wird bei Paulus zur großen Vision nicht nur für die Zukunft, sondern für unser Leben hier und jetzt. Im Römerbrief schreibt er: *„Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbar werden. Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit ..., doch auf Hoffnung; denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“ (Röm. 8, 19-21).*

Und wir alle sind Teil dieser Zukunft, die unter uns schon längst begonnen hat. Amen.